



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 4. Oktober 1909

(Rückkehr des Reichskanzlers. Die Besuche an den auswärtigen Höfen. Marokko. Unse Parteikämpfe. Eingangsversuche der Linksliberalen.)

Am 1. Oktober ist der Reichskanzler von der kurzen Urlaubsreise, die er einer Einladung des Prinzregenten von Bayern folgend — an seine offiziellen Besuche in München und Wien angeschlossen hatte, nach Berlin zurückgekehrt. Damit war der natürliche Anlaß zu manchen Rückblicken und Ausblicken gegeben, die jedoch über sehr allgemein gehaltene Betrachtungen nicht hinausgekommen sind. Die Umstände, unter denen Herr von Bethmann Hollweg sein Amt angetreten hat, weisen ihn nicht darauf hin, die ungewöhnlich schwierigen Parteiverhältnisse noch durch ein persönliches Eingreifen weiter zu verwickeln oder zu erschweren, solange ihn nicht die Lösung bestimmter, vor ihm liegender Aufgaben dazu zwingt. In dieser Zeit des Übergangs konnte er nur nach Möglichkeit bemüht sein, zur Beruhigung der erhitzten Gemüter beizutragen, obwohl er sich als erfahrener Staatsmann gesagt haben wird, daß dies unter den gegebenen Verhältnissen nur unvollkommen gelingen konnte. Jedenfalls wird es seine Sorge sein, möglichst bald an den Wiederaufbau des Zerfallenen zu gehen. Daß dabei jede der streitenden Parteien den Versuch macht, ihn für sich in Anspruch zu nehmen, kann nicht überraschen. Die Umstände, unter denen Herr von Bethmann Hollweg die Bürde der Reichspolitik auf seine Schultern genommen hat, lassen sich vom Parteistandpunkt aus verschieden deuten, je nachdem man betont, daß der neue Reichskanzler im Namen der verbündeten Regierungen ein Gesetzgebungswerk von einer Reichstagsmehrheit angenommen hat, mit der sein Vorgänger nicht regieren konnte und wollte — oder erkennt, daß der Kanzlerwechsel gerade in einer Form vor sich gegangen ist, die bezeugen sollte, daß der Personenwechsel keinen Systemwechsel bedeute. Man kann also aus der äußeren Fügung der Umstände ebensowohl herleiten, daß Herr von Bethmann Hollweg die Zertrümmerung des Bülow'schen Blocks als eine unabänderliche Tatsache hinnehmen werde, wie daß er wirklich das tun kann, was liberale Blätter dieser Tage von ihm verlangten, nämlich die Rolle eines „Kampfministers“ gegen konservativ-kerikale Wünsche zu übernehmen. Es ist aber wohl überhaupt nicht richtig, die Stellung des neuen Kanzlers nach rein äußerlich betrachteten Anzeichen zu messen. Ein Mann, der in einem so kritischen Augenblick ein so schwieriges Amt nicht nur wirklich übernahm, sondern auch von Leuten der verschiedensten Parteilichungen für den gegebenen Mann gehalten wurde, es zu übernehmen, hat wohl Anspruch darauf, daß sein staatsmännisches Wirken nicht von Anfang an als Ergebnis bestimmter Parteikonstellationen betrachtet wird. Wir müssen abwarten, wie er sich als politische Persönlichkeit mit den übernommenen Aufgaben abfindet und sich über die gegebene Lage zu stellen weiß, um solche Aufgaben durchzuführen.

Der Besuch des Reichskanzlers in Wien hat erfreuliche Ergebnisse gezeitigt, weil er eine neue Bekräftigung des engen Vertrauensverhältnisses wurde, das zwischen dem Deutschen Reich und seinem Verbündeten Österreich-Ungarn besteht. Etwas eigentlich Neues konnte und sollte der Besuch nicht bringen. Er war nur wertvoll, weil Herr von Bethmann Hollweg bisher den auswärtigen Angelegenheiten ferngestanden hat und deshalb die persönliche Fühlungnahme mit den Persönlichkeiten und Verhältnissen der diplomatischen Welt für ihn von Bedeutung sein muß. Gewisse persönliche Eindrücke können eben durch nichts andres ersetzt werden, und auch das engste politische Vertrauensverhältnis zwischen zwei Staaten macht

sie nicht überflüssig. Auch der Freundschaft zwischen selbständigen Staaten sind durch den gesunden, realpolitischen Egoismus, den ein unumgängliches Lebensinteresse des Staats fordert, natürliche Grenzen gezogen. Zieht man das alles verständnisvoll in Betracht, so wird man über Wert und Notwendigkeit der Besuche des Reichskanzlers an den befreundeten auswärtigen Höfen nicht im Zweifel sein können, ohne doch daraus zu folgern, daß sich die Ergebnisse bestimmt umschreiben oder gar zergliedern lassen müssen. Ebenso wenig ist es nötig, dem Mißtrauen und der mißgünstigen Kritik, die bei solchen Gelegenheiten immer schnell bei der Hand sind, allzu viel Bedeutung beizulegen. Daß namentlich in England einzelne Stimmen der erwähnten Art sogleich zu hören sein würden, war vorauszusehen. Leicht war es nicht, eine Gelegenheit dazu zu finden. Schließlich hat ein von der Neuen Freien Presse veröffentlichtes Interview des Reichskanzlers herhalten müssen, wonach Herr von Bethmann Hollweg über die englischen und die deutschen Flottenrüstungen eine Bemerkung gemacht haben sollte, die ein englisches Blatt aufgreifen zu können glaubte, um daran einige anmaßliche und gereizte Auslassungen zu knüpfen. Die Sache hat kein Echo gefunden, weil die Nutz- und Zwecklosigkeit so stark hervortrat, daß sich nicht einmal das übliche Preßgeplänkel dabei herauschlagen ließ. Hoffentlich erweist sich dieser Sieg einer schlichten und kühlen Auffassung der realen Verhältnisse als vorbildlich auch für die Zukunft.

Was für Wien gilt, gilt auch in der Hauptsache für den bevorstehenden Besuch des Reichskanzlers in Rom. Schon in Wien wurde dafür gesorgt, daß die Stellung Italiens als des Dritten im Bunde zu ihrem Rechte kam. In Italien hat man das wohlgefällig bemerkt und den Reichskanzler einer herzlichen Aufnahme versichert. Um mehr als eine persönliche Fühlungnahme kann es sich auch in Rom natürlich nicht handeln. Um so selbstverständlicher ist es aber, daß Herr v. Bethmann Hollweg sich auch dem Papst vorstellt. Wenn der preußische Ministerpräsident in Rom weilt, um von Amts wegen dort persönliche Beziehungen anzuknüpfen, kann er nicht an einer Persönlichkeit vorbeigehn, die nach internationaler Übereinkunft die Rechte eines Souveräns genießt, und bei der der König von Preußen einen beglaubigten Vertreter unterhält. Das ist so klar und liegt so gänzlich außerhalb aller konfessionellen Streitfragen, daß es ganz unverständlich ist, wie über die Notwendigkeit des Besuchs beim Papste von irgendeiner Seite überhaupt ein Zweifel ausgesprochen werden konnte. Und deshalb ist es auch verfehlt, nach Verhandlungsgegenständen zu suchen, die diesen Besuch besonders begründen sollen. Es ist erzählt worden, die preußische Regierung wolle mit der Kurie aufs neue über die Polenfrage verhandeln. Dazu liegt aber gar keine Veranlassung vor, und Herr v. Bethmann Hollweg wird sich am allerwenigsten dazu verstehen. Gerade für ihn wird es im Kurs der Polenpolitik schwerlich irgendeine Schwankung geben.

Wir erwähnten kürzlich schon, daß die Protestnote des Sultans von Marokko gegen das Vorgehen Spaniens die europäischen Mächte aufs neue veranlaßt, der Marokkofrage größere Aufmerksamkeit zu widmen. Daraus, daß sich die Sache länger hinzieht, glaubten einige schon auf besondere Schwierigkeiten schließen zu müssen, und es fehlte auch nicht an Behauptungen, die wiederum Deutschland in Gegensatz zu andern Mächten, namentlich Frankreich, bringen wollten. In Wirklichkeit hat Deutschland den Berliner Vertreter Spaniens längst wissen lassen, daß es diese Frage in einem Spanien freundlichen Sinne zu behandeln wünscht. Daß Frankreich die Lage nicht anders auffaßt, war von vornherein anzunehmen. Frankreich konnte sich ja auch gar nicht gegen Spanien entscheiden, ohne damit das Urteil über sein eignes Vorgehen in Casablanca zu sprechen. Deutschland konnte aber jetzt Spanien um so weniger verwehren, die Mißfakthen wegen der Verletzung spanischer Rechte zu züchtigen, als es auch im Streit um Casablanca das Recht

Frankreichs, Übergriffe und Gewalttätigkeiten gegen Franzosen durch selbständiges Vorgehen abzuwehren, niemals angezweifelt hat. Daß Deutschland und Frankreich in dieser Auffassung der Sachlage vollkommen einig sind, ist inzwischen durch geeignete Vorbesprechungen zur Genüge festgestellt worden. Aber im diplomatischen Verkehr sind mancherlei Rücksichten und Förmlichkeiten zu beobachten, und diese verursachen Verzögerungen, auch wo man in der Sache vollkommen einig ist. Die Protestnote Maroffos war in Wirklichkeit eine umfangreiche Denkschrift, und die Prüfung und genaue Übersetzung des arabischen Textes forderte erhebliche Zeit. Lange nachdem der ungefähre Inhalt der Note in der Presse aller Welt mitgeteilt und erörtert worden war, befanden sich die Regierungen, an die jenes Schriftstück gerichtet war, offiziell noch nicht im Besitz einer beglaubigten Übersetzung des Wortlautes. Dazu kam eine zufällige Abwesenheit des Ministers Richon von Paris. Es bedarf daher nicht des Suchens nach außergewöhnlichen Gründen und Schwierigkeiten, um die formelle Verzögerung dieser Angelegenheit zu erklären. Jedenfalls aber läßt sich mit Genugtuung feststellen, daß Deutschland und Frankreich dabei durchaus im Einvernehmen vorgehen.

Die unerfreulichen Auseinandersetzungen unserer Parteien über die innere Lage sind, wie zu erwarten war, auch in dieser letzten Woche nicht verstummt. Das Hauptbestreben der Konservativen ist hierbei, die Vorwürfe, die gegen sie gerichtet werden, als Ausflüsse einer grundsätzlichen politischen Gegnerschaft hinzustellen. Die Gerechtigkeit erfordert, zu bemerken, daß das keineswegs eine konservative Eigenart ist. Es ist vielmehr eine allgemein verbreitete Unart im politischen Kampfe, hervorgegangen aus dem Bestreben, sich bei der Wahl der Waffen in diesem Kampfe nicht in unnötige Unkosten zu stürzen. Ein Katholik, der nicht in das politische Horn des Zentrums bläst, wird ohne weiteres mit dem Beinamen eines „Auchkatholiken“ oder „Taufscheinkatholiken“ beehrt und so auf die allereinfachste Weise von der Welt für die blindgläubige Parteimasse in den Orkus expediert. Auf der äußersten Linken macht man mit Leuten, die nicht parieren, noch weniger Federlesen. Auch die Konservativen helfen sich jetzt in ähnlicher Weise gegen alle Unbequemlichkeiten. Wer sich erlaubt, einen Tadel gegen die Parteileitung oder die Reichstagsfraktion auszusprechen, ist einfach „liberal“. Damit schafft man sich die unbequemen Leute vom Halse und kann daraufhin ruhig erklären, es gäbe keine Meinungsverschiedenheiten innerhalb der konservativen Partei. Bis zu den nächsten Wahlen ist ja noch lange hin, und bis dahin wächst Gras über so manches. Ob die Rechnung stimmen wird?

Im linksliberalen Lager hat man aus den Erfahrungen bei den Kämpfen um die Reichsfinanzreform mit Recht die Überzeugung gewonnen, daß eine Einigung not tut. Aber die zentrifugalen Kräfte sind im Liberalismus noch immer so stark, daß praktisch bisher noch nichts gewonnen ist. Der jetzt in Heidelberg abgehaltene Parteitag der Volkspartei ergab die Annahme einer Resolution, die sich für die Fortsetzung der Verhandlungen zur Einigung der drei linksliberalen Parteien aussprach. Die Mehrheit der führenden Elemente der bürgerlichen Demokratie scheint also damit einverstanden zu sein, daß die schon bestehende Fraktionsgemeinschaft eine festere Form gewinnt. Es fragt sich nur, ob dieses vorläufige theoretische Einverständnis den praktischen Beschränkungen standhält, die eine wirksame politische Organisation den verschiedenen Schattierungen in den Überzeugungen der zu verschmelzenden Bestandteile auferlegen muß. Es bleibt also immer noch ein weiter Weg bis zur Herstellung einer geeinigten linksliberalen Partei zurückzulegen, und die bisherigen Erfahrungen lassen nicht annehmen, daß das Einigungsbedürfnis an allen Stellen so stark entwickelt sein wird, die Hindernisse auf dem ohnehin weiten Wege beiseite zu räumen.

gleiche Klassikerausgaben. Auch Klassikerausgaben veralten schneller, als man gemeinhin glaubt, in der Ausstattung wie in der literarischen Aufbereitung, selbst so vorzügliche wie die einst vielgerühmte Hempelsche Ausgabe der Klassiker der neuern deutschen Literatur. Wir meinen aber, daß der Bongische Verlag recht daran getan hat, den Versuch zu machen, gerade diese Ausgabe zu erneuern, sie in revidiertem Text, in veränderter Auswahl und mit neugeschriebenen Einleitungen wieder vorzulegen. Anstatt der ehemaligen zweiundzwanzig wissenschaftlichen Mitarbeiter nennt die neue Bearbeitung sechzig; ihr Name „Goldene Klassiker-Bibliothek“ ist bei dem ganz billigen Preise nicht auf Papier und Druck, die doch auch gut genannt werden müssen, sondern auf die Zuverlässigkeit und Handlichkeit der Editionsarbeit zu beziehen und ist nach dem uns vorliegenden, in 6 Bänden vollständigen Lessing zu urteilen, für die Julius Petersen die größte Herausgeberarbeit geleistet hat, nicht ohne Berechtigung gewählt.

Von Wielands Werken gab es bis jetzt noch keine umfassende historisch-kritische Ausgabe, wie ja auch eine wissenschaftliche Biographie dieses Schriftstellers immer noch fehlt. Die Deutsche Kommission der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, der wir seit einigen Jahren die rasch geförderte Herausgabe deutscher Texte des Mittelalters verdanken, hat sich jetzt auch dieser neuern Ehrenpflicht unterzogen und begonnen, im Verlag der Weidmannschen Buchhandlung „Wielands Gesammelte Schriften“ herauszugeben; Werke, Übersetzungen und Briefe sollen in etwa 50 Bänden erscheinen in schlichtem, schönem Großoktav, und Erich Schmidt bemerkt im Vorwort dazu: „Der Zuwachs an bisher unbeachteten Schriften, verschollenen Drucken und handschriftlichen Funden erscheint beträchtlich, . . . Wielands rege journalistische Tätigkeit muß bis in alle kleinen redaktionellen Bemerkungen des Deutschen Merkurs zum erstenmal herausgearbeitet werden, . . . unsre Ausgabe wird den ganzen Entwicklungsgang des Schriftstellers vorführen und in den Briefen die bewegliche und eigen sinnige, reizbare und enthusiastische, launische und konziliante Persönlichkeit lebendig machen.“ Über die Übersetzungskunst und die gesamte Wirkung Wielands hat der beste Kenner, Goethe, geurteilt: „Er hatte einen eigentümlichen Verstandes- und Geschmacksinn, mit dem er sich dem Altertum, dem Auslande nur insofern annäherte, als er seine Konvenienz dabei fand. Dieser vorzügliche Mann darf als Repräsentant seiner Zeit angesehen werden; er hat außerordentlich gewirkt, indem gerade das, was ihn anmutete, wie er sich zueignete und es wieder mittelte, auch seinen Zeitgenossen angenehm und genießbar begegnete.“

Welche Überraschungen dabei immer wieder herauskommen können, wenn man bei Briefausgaben unsrer Klassiker auf die erhaltenen Originale zurückgeht, zeigen die vom Insel-Verlag soeben herausgegebenen berühmten Briefe Wilhelms von Humboldt an eine Freundin, an die exzentrisch-romantische Charlotte Diede, mit der er als Student drei angeregte Tage geistigen Austausches erlebt hatte, und der er später in diesen Briefen eine Vermittlung des um 1800 errungenen klassischen Lebensgeistes geboten hat, die nach ihr noch tausend andern Frauen zugute gekommen ist. Freilich bisher nur in entstellter Form; der neue Herausgeber, Albert Leitzmann, der zum erstenmal die zum großen Teil erhaltenen Originalbriefe wieder eingesehen hat und diese selbst hier nun wiedergibt, erhebt gegen die Empfängerin und erste Herausgeberin die Anklage, daß sie vieles nicht nur gestrichen, sondern auch geändert, entstellt habe. Wir empfehlen unsern Lesertinnen die edle, reife Gabe in der neuen Form auf das beste, warnen aber Leser davor, die Briefe hintereinander weg lesen zu wollen, nicht etwa wegen der Schwere der Lektüre, sondern wegen der sonst dadurch eintretenden Erschlaffung, daß die Mitteilungen an die aufgeregte Frau alle absichtlich besonders gelassen gehalten sind.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig